

## Vorwort

Dies ist kein Buch über einen Kranken oder über eine psychische Krankheit. Es ist ein Buch über sogenannte »Angehörige« und über das, was geschieht, wenn ein nahestehender Mensch zum sogenannten »Betroffenen« wird: »Angehörige« sind auch »Betroffene«.

8

Wir versuchen in diesem Buch zu schildern, wie die Krise des Bruders und Sohnes zur Krise für jede von uns, zur Krise für unsere Beziehung und zur Krise für uns als Familie wurde.

Unser Anliegen ist, dass dieses Buch auch anderen »Angehörigen« eine Hilfe sein kann, dass »psychiatrische Profis« einen anderen Blick auf »Angehörige« und familiäre Zusammenhänge gewinnen und dass Außenstehende einen Einblick erhalten.

## Einleitung

Franz Kafka hat eine neue Textform erfunden, sagen die Literaturwissenschaftler: kurze Erzählungen, die seelisches Erleben schlaglichtartig vermitteln. Er konnte seine Erfahrungen nicht mehr in eine fortlaufende Geschichte einordnen, seine Erfahrungen von brüchigen menschlichen Beziehungen waren nur noch in Momentaufnahmen vermittelbar. Uns ist dies ähnlich ergangen. Wir haben nicht darüber nachgedacht, es hat sich so ergeben: Was für uns in den Krisen nicht auszuhalten war, konnten wir nur in kurzen Texten beschreiben, die sich im späteren Verlauf aufeinander bezogen haben.

9

Wir versuchen in diesem Buch, als Mutter bzw. Tochter und Schwester Erfahrungen zu vermitteln und zu beschreiben, die uns zunächst unbegreiflich waren. Es lässt sich keine Geschichte daraus basteln. Es lässt sich auch nicht darstellen, wie wir innerlich und miteinander stabile Bezugspunkte verloren haben, indem wir beschreiben, was jeweils passierte, so wie man einen Roman schreiben würde.

Entwicklungslinien fehlten ebenso, sie waren entweder nicht erkennbar oder zu unsicher, wenn sie sich zeigten. Es waren konstruierte Fortschritte, die auf unserer Hoffnung basierten und nicht anhielten.

Gerade die persönliche Erfahrung zu beschreiben, als Angehörige mit einer psychischen Krankheit konfrontiert zu sein, ist unser Anliegen. Wir konnten dies nur mit einem Mosaik von Texten. Sie sind Fragmente einer Gesamtsituation, die für uns nicht anders zu fassen und schwer auszuhalten war.

Mit 18 Jahren brach bei unserem Sohn und Bruder eine Psychose aus, die uns alle wie in einem Strudel mitriss. Seine Selbstmordgedanken, sein Erleben, sein Rückzug und die Konfrontation mit der Psychiatrie lösten bei uns eine heftige Krise aus.

Als er zum ersten Mal in die Psychiatrie eingeliefert wurde, weil wir den Notarzt angerufen hatten, wohnte seine Schwester nicht mehr bei uns, aber sie war in den Semesterferien und zu den Feiertagen da. Sie ist drei Jahre älter als ihr Bruder. Der Vater wohnte in der nahen Stadt, aber es gab seit ein paar Jahren wenig Kontakt zu ihm. Wir waren es seit längerer Zeit gewohnt, zu dritt zu sein.

Seit der ersten Psychose sind jetzt acht Jahre vergangen. Es gab kafkaeske Tage und Wochen. Viele waren schwer auszuhalten, manche gar nicht, sie führten an die Grenzen der eigenen Welt – jede von uns – und darüber hinaus ins Gestaltlose, Traumatische.

10

Wir erzählen und beschreiben in diesem Buch unser Erleben aus zwei Blickrichtungen, aus der Perspektive der Schwester und der Perspektive der Mutter. In unserem kleinen Familienkosmos wurde die Schwester zunächst fast nur in Bezug auf den Kranken wahrgenommen. Ihr eigenes Befinden geriet, vermutlich ist das typisch, für lange Zeit in den Hintergrund. Alles drehte sich um den Bruder, seine Krankheit, seine Not und den Ort, der nun zuständig war, das psychiatrische Krankenhaus.

Der Ausbruch der psychischen Erkrankung war für uns als Angehörige traumatisch, vergleichbar mit Naturkatastrophen. Man rechnet nicht damit, macht vorher keinen Plan, und wenn es passiert, ist es ganz anders, als man es sich ausdenken würde. In der Krise selbst war es uns kaum möglich, unser Erleben anderen verständlich zu machen, so wie es ihm, dem Betroffenen, offensichtlich auch ging.

Ich als Mutter möchte die Erfahrung vermitteln, wie die psychische Krise meines Sohnes alles infrage gestellt und teilweise zerstört hat, was an Konzepten und Zielen für meine Kinder von mir vorgesehen, gewünscht und als vertrautes, bürgerliches Planspiel vorhanden

war. Und wie meine Erfahrungen letztlich zu einer Überwindung von normativen Erwartungen und einem Zuwachs an Echtheit geführt haben. Das gelang mir unter anderem auch dadurch, dass ich eine Zeit lang gegen den Strom der psychiatrischen Behandlungsnormen geschwommen bin.

Ich, die Tochter und Schwester, möchte darstellen, wie weit das eigene Erleben von dem entfernt war, was »man« sich vorher – und zum Teil auch nachher – vorstellen kann. Oft hatte ich das Gefühl, mein Empfinden und meine Reaktionen bewegten sich weit außerhalb all dessen, wofür es Nachsicht, Erklärungen oder Verständnis geben könnte. Ich wäre froh, wenn mein Versuch, meine Erfahrungen zu schildern, für andere in einer ähnlichen Situation eine Unterstützung sein könnte.

Beide Anliegen lassen aus unserer Sicht kaum allgemeine Schlussfolgerungen zu. Es kann nur individuelle Lösungen und unterschiedliche Perspektiven geben. In unserem eigenen Prozess in der Krise hat weniger die Krankheit im Vordergrund gestanden als vielmehr unsere Beziehungen, unsere Liebe und unsere Kämpfe mit- und gegeneinander.

Dass durch leidvolle Erfahrungen die Schönheit und der Wert des Lebens deutlicher erfahren werden, ist eine oft wiederholte Erkenntnis. Wir haben gemerkt, dass uns dies in der Krise nicht geholfen hat. Es war teilweise wie ein Verlust der sicheren Existenz der vertrauten Welt und der eigenen Handlungsmöglichkeiten. Aber wenn wir heute zurückschauen, können wir das Geschehene als wesentlichen Erfahrungsgewinn und gemeinsame Entwicklung schätzen.

Der Prozess des Schreibens hat uns geholfen, die verstörenden Erfahrungen zu ordnen und eine Brücke zur Mitwelt zu bauen. Der gedachte Leser, die vorgestellte Leserin, das war ein Bezugspunkt zur Welt, die damit noch existierte und der wir uns mitteilen konnten. Durch die Sprache, die Worte, konnten wir manches erst begreifen und verarbeiten, manchmal auch innere Distanz gewinnen, die uns guttat.

Als Mutter und Tochter wollten wir nachvollziehen, wie die andere die Phasen der Krise erlebt hat. Zunächst schrieb jede für sich, und Verletztheit und Wut verhinderten häufig einen Dialog. Erst im weiteren Verlauf halfen uns die Texte auch dabei, unsere Gefühle der anderen zu vermitteln.

Wir selbst haben Texte über das Erleben von Geschwistern und über die Krise der Familienbeziehungen insgesamt vermisst. Wir glauben, solche Texte hätten geholfen, das eigene Erleben einzuordnen und uns weniger allein zu fühlen.

Den Professionellen wollen wir sagen: Respektiert uns Angehörige. Und berücksichtigt, dass wir selbst auch Teil des Geschehens sind. Dem interessierten, nicht betroffenen Leser und der Leserin möchten wir eine fremde, den meisten Menschen Angst machende Erfahrungswelt beschreiben. Und wir möchten Menschen, die eine ähnliche Situation kennen, eine Hilfe anbieten. Wir haben diesen Text auch geschrieben, weil er uns damals geholfen hätte, die eigene Situation besser zu verstehen.